

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 21. Februar 1833.

23

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., kann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lebensscenen aus Paris.

Von N. Fürst.

V. Das Rosenmädchen von Surène.

Surène ist ein kleines Städtchen, in der Nähe von Paris, dessen Lage an den Ufern der Seine sehr reizend ist. In diesem Städtchen wird jährlich ein junges Mädchen aus der Gemeinde, das sich durch kindliche Tugenden und sittsamen Wandel am meisten ausgezeichnet hat, als Rosenmädchen gekrönt. Dieses Fest ist von dem wohlthätigsten Einfluß auf die weibliche Jugend, denn die Ehre, als Rosenmädchen gekrönt zu werden, spornt zu einem heilsamen Wettstreit an in der Ausübung häuslicher und kindlicher Tugenden, und es wäre zu wünschen, daß mehrere Städte in Frankreich dieses Beispiel nachahmen möchten.

Der Ursprung dieses Rosenfestes verliert sich in das graueste Alterthum. Unter der Regierung des ersten christlichen Königs, Clovis, faßte der heilige Medardus, Bischof von Noyon, die erste Idee zu einem solchen Feste. Er vermachte zu diesem Zwecke einen Theil seines Vermögens, um von den Zinsen jährlich das tugendhafteste Mädchen von Salency, seiner Vaterstadt, bey der Rosenkrönung auszustatten. Durch mehrere Jahrhunderte bestand diese Stiftung, die das Städtchen Salency vormals so berühmt machte, und als Heinrich IV. einst durch diesen Ort reiste, setzte er selbst die Rosenkrone auf das Haupt des jungen Mädchens.

Die Krönung eines Rosenmädchens in Surène hat keinen so hohen Ursprung. Der Abt Delhiste, der sich in den letzten Tagen seines Lebens dorthin zurückzog, stiftete daselbst kurz vor seinem Tode, im Jahre 1778, diesen Tugendpreis, wozu er eine jährliche Rente von 300 Fres. vermachte. Dieses Tugendfest bestand bis zum Jahre 1793, wo es verschwand unter der Schreckenszeit und den Stürmen der Revolution, wie alle übrigen wohlthätigen Einrichtungen, und erst im Jahre 1804 wurde das Fest wieder erneuert, durch einen Zufall, wovon man die Erzählung nicht ohne Interesse lesen wird.

Zwey junge Eheleute, Hr. und Mad. Desbassayns, bewohnten ein Landhaus in der Nähe von Surène. Durch ihre Tugenden und ihren wohlthätigen Sinn erwarben sie sich die Liebe aller Einwohner. Sie hatten nur eine einzige Tochter, Camilla, die ihnen der Tod in der zartesten Blüthe ihrer Jahre raubte. Untröstlich über diesen Verlust, verließen sie den Ort, der sie jeden Tag so schmerzlich an ihren Verlust erinnerte; aber sie entschlossen sich, bevor sie von der Gemeinde schieden, ein kleines Andenken ihrer Freundschaft zu hinterlassen, und das Fest des Rosenmädchens wurde wieder hergestellt. Sie wünschten, daß diese Wiederherstellung sich mit der Erinnerung ihres Schmerzes verbinden sollte. Da die geliebte Tochter Camilla auf dem Kirchhofe Mont-Vaérien begraben wurde, unweit des Städtchens Surène, so verordneten sie, daß am 21. August, dem Sterbetag ihres Kindes, nach der Frühmesse, die Geistlichkeit, die angesehensten Einwohner, die Rosenmädchen und ihre Gespielinnen in Procession nach dem Grabe des Kindes wallfahrten sollten, um dort die Rosen zur Krönung des Rosenmädchens zu pflücken, und ein schwarzes Band sollte um die Rosenkrone gewunden werden, gleichsam als Zeichen, daß die liebe Camilla den Blumenschmuck selbst hergegeben hatte. Auch mußte das Rosenmädchen versprechen, wenn sie sich verheirathete, dem ersten Kinde weiblichen Geschlechts den Namen: Camilla beizulegen. Auf diese Bedingungen versprachen die Eheleute die Schenkung von 300 Frés. für das Rosenmädchen wieder herzustellen. Die Gemeinde, die den Schmerz der Eltern theilte, nahm freudig diese Bedingungen an, und so wurde ein Fest wieder erneuert, das jährlich in dem Städtchen Surène, unter dem Zusammenfluß von vielen tausend Menschen, so schön und so würdig gefeyert wird.

Das Rosenmädchen darf, nach den Statuten, nicht jünger als 18, und nicht älter als 28 Jahre alt seyn. Die übrigen Ansprüche zur Ehre der Krönung sind ein tadelloser Wandel, ehrerbietiges Betragen gegen die Eltern, jüngern Geschwistern den ersten Unterricht ertheilt, kurz alle übrigen Pflichten einer guten Tochter und Schwester gewissenhaft erfüllt zu haben.

Drey Mädchen werden zur Wahl vorgeschlagen, von welchen die Frau Desbassayns eines zur Rosenbraut wählt; sie hat aber nie von diesem Vorrechte Gebrauch gemacht, und so wird nun, in dem Augenblick der Krönung, durch das Loos entschieden, wer von den drey Mädchen gekrönt werden soll. Acht Tage vor der Krönung macht der Prediger, nach der Predigt, die Namen derjenigen drey Mädchen bekannt, die gewählt worden sind, und fordert die Gemeinde auf, wenn sie gegen diese Wahl etwas zu erinnern hätte, sich deswegen an das Wahlcollegium zu wenden. Auch werden die Namen der Mädchen an die Kirchthüren angeschlagen.

Schon viele Jahre hatte ich in Paris zugebracht, ohne diese Feyerlichkeit zu sehen. Ich mußte mich doch endlich entschließen, derselben einmal beyzuwohnen, und so begab ich mich an dem dazu bestimmten Tage früh Morgens zu Fuße nach Surène, da ich den ganzen Tag dem ländlichen Genuße und dem Feste widmen wollte.

Ich kam nach Surène in dem Augenblick, als die Procession von dem Mont-Vaérien, dem Grabe Camillens, herabkam. Der Zug gewährte einen schönen Anblick. Die Rosenkrone wurde in der Kirche niedergelegt, und nach dieser Ceremonie wurden die Kirchthüren geschlossen, da die Feyerlichkeit erst Nachmittags um 3 Uhr anfangen sollte.

Es blieb mir also Zeit genug übrig, mich in Surène und der Umgegend ein wenig umzusehen, wo alles noch in ländlicher Stille keinen Festtag zu verkündigen schien. Gegen 1 Uhr fing es an lebhafter in dem Städtchen zu werden, und besonders auf der Seine, wo die Bewohner des jenseitigen Ufers, in kleinen, mit Bändern und Flaggen verzierten Booten herüberkamen, und ganz besonders lieblich war der Anblick eines großen Bootes, in welchem lauter junge Mädchen aus einer Erziehungsanstalt, in gleicher, einfacher Kleidung, geschmückt mit Blumenkränzen in den jugendlichen Locken, auch zum Feste herbeyleiten.

Um 2 Uhr bemerkte man in dem Städtchen die Ankunft der Leute aus Paris. Da war ein Rennen, Laufen und Toben, wie man es gewöhnlich täglich in Paris sieht. Alle Gasthäuser waren mit Gästen überladen; Miethwagen, Equipagen und Fußgeher drängten sich in buntem Gewühl durch einander, und die Gensdarmen hatten Mühe genug, um Ordnung unter der herbeyströmenden Menge zu erhalten, was bey den leichtbeweglichen, reizbaren Parisern keine kleine Sache ist.

Mit dem Schlage 3 Uhr wurden die Kirchthüren geöffnet, und nun entstand ein Gedränge auf Leben und Tod, um die besten Plätze in der Kirche zu erhalten, und eine halbe Stunde nachher war die ganze Kirche bis zum Erstickens schon mit Menschen angefüllt.

Die Kirche war zu dem Feste sehr schön und geschmackvoll mit Blumen und bunten Teppichen ausgeschmückt. Der Kanzel gegenüber war ein Thron errichtet, auf welchem die gewählte Präsidentinn des Festes, die Marquissin von Clermont-Tonnere, Gemahlinn des damaligen Kriegsministers, den Platz einnahm. Vor dem Throne, auf einem mit Blumen verzierten Tische, stand die Urne, in welcher die Namen der drey Mädchen niedergelegt waren, die zu Rosenmädchen gewählt worden waren; auf einem andern Tische lag die Rosenkrone. Rechts, neben dem Throne, auf einer mit Bänken besetzten amphitheatralischen Erhöhung saß die ganze weibliche Jugend des Städtchens, festlich, aber einfach, zur Feyerlichkeit geschmückt. Am Fuße dieser Erhöhung saßen, auf besondern Sitzen, die zu Rosenmädchen erwählten drey Jungfrauen. Auf den Stufen des Thrones rund herum standen kleine, liebliche Kinder von 3 — 5 Jahren, in schneeweißen Flügelkleidern, mit weißen Rosenkränzen um die kindliche Stirne; wahre Engelsgestalten, die auch die Blicke aller Anwesenden mit Wohlgefallen auf sich zogen.

Der Bischof von Tulle verrichtete das Amt bey der Vesper, und nach ertheiltem Segen bestieg der alte Pfarrer des Städtchens, Hr. Huet, die Kanzel, und hielt eine der Feyerlichkeit des Tages angemessene Rede. Nachher wurde die Rosenkrone von dem Bischof eingesegnet, und auf den Tisch vor dem Sitz der Präsidentinn niedergelegt.

Nun entstand eine erwartungsvolle Pause, die Urne sollte eröffnet werden. Alle Blicke waren auf die drey Mädchen gerichtet, von welchen das Loos eines zur Rosenbraut bestimmen sollte. Die Präsidentinn griff in die Urne, und verkündete mit lauter Stimme, daß Adelaïde Clementine Heloise Chevalier zur Rosenbraut für dieses Jahr gewählt ist.

Das junge Mädchen erhob sich von ihrem Sitze, umarmte mit Thränen ihre Gespielinnen, und schritt sitzsam und ernst vor den Stuhl der Präsidentinn, kniete nieder, und die Dame setzte ihr die Rosenkrone auf das Haupt, umarmte

sie mit mütterlicher Härlichkeit, und empfahl dem jungen Mädchen fortzufahren auf dem Pfad der Tugend und der Erfüllung kindlicher Pflichten, und nie den Tag zu vergessen, an welchem sie, im Angesicht der ganzen Gemeinde, feyerlich den Lohn der Tugend erhalten hatte. Alle Kinder waren gerührt und zerfloßen in Thränen. Das gekrönte Rosenmädchen kehrte in ihre Mitte zurück, und erhielt unter schwesterlichen Umarmungen Glückwünsche von allen Seiten.

Die Cerimonie in der Kirche war zu Ende. Das Rosenmädchen wurde unter zahlreicher Begleitung nach Hause geführt. Der Maire von Surène, in seiner Amtskleidung, führte sie an der Hand durch die Straßen, dann folgte die Geistlichkeit, die Kinder, und alle fremden Gäste, die zu dem Feste herbegeeilt waren. Vor dem Hause der Rosenbraut wurde ein Maybaum aufgestanzt, der stehen bleibt, bis zum nächsten Jahre, wo ein anderes Rosenmädchen gekrönt wird. Abends ertönte eine schöne Musik vor dem Hause des Rosenmädchens, mit welcher die Feyerlichkeit schloß, die auf alle Anwesenden einen eben so rührenden als herzerhebenden Eindruck gemacht hatte.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Freitag, den 8. Februar, zum ersten Male: „Der erste Schritt.“ Lustspiel in vier Aufzügen, von Johanna Weiffenthurn.

In einer Stadt wohnen zwey Männer, der Landrath von Solling und der Commerzienrath Donner, die sich von Jugend auf als Nebenbuhler und Widersacher betrachtet haben und einander noch in späterem Alter mit unversöhnlichem Hasse anfeinden. Beyde sind Witwer, jeder Vater eines einzigen Kindes, dieser eines Sohnes, jener einer Tochter. Wie die Väter sich hassen, so lieben sich die Kinder, aber ohne Hoffnung, da bisher jeder Versuch zur Versöhnung, ja zur Annäherung gescheitert ist. Da kommt die Schwester des Landraths, die verwitwete Baroninn von Birkenau, unvermuthet zur Stadt. Die Matrone war in früherer Zeit von Donner geliebt aber verlassen worden, ein Umstand, der wenigstens für ihren Bruder als rechtfertigender Grund zu seinem Hasse gilt. An sie als Vermittlerin wendet sich der junge Donner. Die Baroninn, die kein Gedächtniß für den Treubruch des Vaters hat, verspricht dem Sohne ihre Hilfe; Solling selbst, der den jungen Menschen bey seiner Schwester trifft, findet Wohlgefallen an ihm und beschließt, ihn, dessen wahrer Name ihm verschwiegen bleibt, zu seinem Schwiegersohn zu machen. Die Baroninn wirbt unterdeß bey Donner um seines Sohnes Hand für ihre Nichte. Es gelingt ihr, sein Herz zu erweichen, seine Einwilligung zu erlangen und zugleich eine Versöhnung mit ihrem Bruder einzuleiten, besonders da sie ihn glauben macht, Solling habe selbst seinerseits den ersten Schritt gethan. So kommen die beyden Feinde in Solling's Hause zusammen. Die Einwilligung zur Heirath der jungen Leute ist von den Vätern, obwohl zum Theil durch List entlockt, aber doch einmal gegeben; so wird es denn ein Leichtes, auch die Versöhnung herbeizuführen, ihre Hände begegnen sich zufällig in dem Augenblicke, wo sie ihre Kinder segnen wollen, und in dem Händedruck wird der alte Haß begraben.

In einer köstlichen Erzählung von Schiller kommt einmal die Bemerkung vor, daß Einer an der Leiche seines erschlagenen Feindes sich die größte Mühe von der Welt gegeben habe, sich an all' das Böse zu erinnern, das der Todte ihm im Leben zugefügt; daß aber, sonderbar! sein Gedächtniß wie ausgestorben gewesen, so daß er immer und immer wieder nur die That des letzten Augenblicks habe sehen und denken können. — Wir wollen bey Gelegenheit des heutigen Stückes ein ähnliches Experiment machen, nur in umgekehrter Ordnung und Anwendung; wir wollen uns alle nur erdenkliche Mühe geben, wir wollen uns recht eigentlich dazu zwingen, uns an all' das Gute zu erinnern, mit welchem die Verfasserinn uns durch eine Reihe von Jahren erfreut hat; vielleicht sind wir dann glücklicher als der Schiller'sche Held, und es gelingt uns, in der dankbaren Erinnerung des einst Selungenen die Niederlage der Gegenwart zu vergessen und sogar vergessen zu machen. Einem so versöhnlichen, so aufrichtig gemeinten Vorhaben wird von Seiten unserer Leser gewiß kein Hinderniß entgentreten; auch

ihnen ist ja die Aufgabe, um die es sich heute handelt, leicht genug gemacht worden, wenn nur ihr Gedächtniß noch Raum hat für die vielen heitern Stunden, welche ihnen die Verfasserin durch ihre frühern Arbeiten bereitet hat. Ein paar Bemerkungen jedoch können wir aus Achtung vor der Sache (der denn doch immer der Vorrang vor jeder persönlichen Berücksichtigung gebührt) nicht unterdrücken. Daß der Stoff weder neu, noch an Begebenheiten, an Handlung reich genug ist, um für einen ganzen Abend auszulangen, wäre zu verschmerzen; auch andere Stücke leiden an demselben Gebrechen, ein geistvoller Dialog, eine treffende Charakterzeichnung können in mancher Hinsicht dafür entschädigen; ein wirkliches Dichtertalent versteht sich darauf, dergleichen Lücken auszufüllen oder doch minder fühlbar zu machen. Hier aber hat die Sentimentalität allein aushelfen müssen und ein damit in unglückseliger Verwandtschaft stehender Sentimenton, welche zusammen das überall stockende Rad in Bewegung zu setzen und die leeren Blätter der Handlung auszufüllen haben. Da nun diese immerwährenden Sentenzen von lauter bejahrten Personen herrühren, und größtentheils von einer beynah 70-jährigen Matrone, die natürlich mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart lebt, so entsteht daraus ein doppelter, für das Stück höchst verderblicher Nachtheil. Phrasen solcher Art sind an und für sich schon langweilig; den Kathederton sucht man nicht auf der Bühne, am wenigsten im Lustspiel; geht aber dieser Ton, wie das im Munde betagter Sprecher ganz natürlich ist, in eine ewig wiederkehrende, ewig hofmeisende, Vergleichung der sogenannten guten alten Zeit mit der bösen jetzigen über, dann freylich kommt der Zuschauer mit seiner Geduld, ja mit seinem besten Willen ins Gedränge. Das Losziehen über die schlechten Zeiten ist überhaupt schwerlich etwas anders, als ein Bekenntniß unserer eigenen Gebrechlichkeit, und eben darum die alte, ewige Leyer aller Zeiten. Was wir die gute alte Zeit nennen, das nannten unsere Voretern die böse ihrige, wenn sie diese mit der noch ältern verglichen, und so hinauf bis zum Anfang aller Tage. Der ganze Unterschied besteht darin, daß wir die vergangene Zeit mit zwanzigjährigen Augen anfaßen, die gegenwärtige mit fünfzig- oder, wie es kommt, mit sechzigjährigen ansehen. Suche nur ein Jeder seine Zeit richtig zu verstehen, und mit ihr in seinem Wollen wie in seinem Thun Schritt zu halten, dann wird die heutige Zeit immer die gute seyn. Etwas haben wir jetzt Lebenden vor unsern Alvordern auf jeden Fall voraus, und das ist, wenigstens in ästhetischer Hinsicht, das Vermögen, um ein geringes schneller das für langweilig, für geschmacklos zu erkennen, was ihnen vielleicht sehr erbaulich vorgekommen ist. Den Ausdruck „geschmacklos“ möchten wir, um auf das vorliegende Lustspiel zurückzukommen, wohl nur auf eine Scene in demselben angewendet wissen, nemlich die mit der Pugmacherinn, wo es sich um die Coesfürde der alten Baroninn handelt, ein Gegenstand, der mit der Handlung des Stückes doch in gar keiner Verbindung steht, und jedem von uns noch weniger als gleichgültig seyn muß. Geschmacklos wird die Scene dadurch, daß, nachdem sie endlich glücklich vorüber ist, die Pugmacherinn eigens zurückkehrt, um eine durchaus unschickliche Bemerkung, ebenfalls im Tone der „guten alten Zeit,“ anzubringen. — Da es sich schon aus der obigen Inhaltsanzeige ergeben wird, daß von einer Handlung im dramatischen Sinne des Wortes bey diesem Lustspiele keine Rede ist, so müssen wir uns, um über das Ganze zum Abschluß zu kommen, lediglich an die Ausführung der Einzelheiten halten. Auch von dieser Rechnung haben wir alles das, was wir über den vorherrschenden Ton bemerkten, abzuziehen; es bleibt uns daher eine Reihe von Scenen, die meistens mit dramatischer Sachkenntniß gebracht, folgerecht an einander gereiht und, was die Sprache betrifft, häufig nicht ohne Wirkung sind. Die Hauptrolle, die der Baroninn von Birkenau, die nun freylich so vorzugsweise betheiliget worden ist, daß alle übrigen dadurch in den Schatten gestellt sind, ward von der Verfasserinn mit aller der Wärme und Vorliebe dargestellt, mit welcher eine Mutter ihr letztes Kind in die Welt einführt. Unser Publicum ist aufmerksam und hat ein treues Gedächtniß. Die Schauspielerinn hat sich also mit der Schriftstellerinn über den einer jeden zukommenden Antheil zu vergleichen. Die beyden feindlichen Nachbarn wurden von den H. Unschüß und Wilhelmi gegeben. Die nüchterne Bürgerlichkeit, die in dem Charakter des Landraths liegt, sagt der Individualität des erstgenannten, sonst so trefflichen Darstellers nicht zu. Seine Sphäre ist eine größere, höhere; in der niedern ist er nicht heimisch genug, um Er selbst seyn zu können. Der Charakter des Commerzienraths ist bestimmter, derber gehalten; Hr. Wilhelmi weiß aus solchen Bestandtheilen, wenn sie auch nur spärlich vorhanden sind, immer etwas zu machen. Das junge Liebespaar ward, wie jetzt beynah stets, und zur Freude des Publicums, von Hrn. und Mad. Fichten er dargestellt. Leider sind beyde Charaktere sehr im Hintergrunde und in höchst all-

gemeinen, wenig markirten Zügen gehalten. Wir haben also nur der gewissenhaften Sorgfalt zu gedenken, mit der beyde Künstler, wie immer, ihre nicht sehr dankbaren Parthien behandelten. Die Nebenrollen der Puzmacherinn, des Amtsbothen und der resp. Bedienten wurden von Mad. Koberwein, den H. H. Moreau, Wagner und Mittel gegeben.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Darstellungen des Hrn. Alexandre, Künstlers in mimischen Darstellungen, früher Mitglied des Gymnase dramatique zu Paris, in französischer Sprache.

Obwohl der weltberühmte Tausendkünstler, über den wir heute zu berichten haben, unsere Hauptstadt nicht zum ersten Male betritt, und es Manche geben mag, die sich seiner noch aus der Anfangsperiode seiner Laufbahn erinnern, so ist er doch für die größere Mehrzahl des Publicums eine durchaus neue Erscheinung und zugleich, wir dürfen das wohl ohne Übertreibung hinzusetzen, dem Grade seiner gegenwärtigen Vollendung nach eben so einzig, als es die Kunst oder das Genre selbst ist, dem er sein Talent gewidmet hat. Für das letztere möchte es wohl schwer seyn, einen passenden, ganz erschöpfenden Namen aufzufinden, daher denn auch die inländischen wie die ausländischen Berichterstatter über Hrn. Alexandre sich immer nur mit allgemeynen und umschreibenden Bezeichnungen beholfen haben. Er selbst hat sich dieses Genre erfunden, und dasselbe zu einer Höhe ausgebildet, die ihn wenigstens vor der Hand vor jedem Mitbewerber sicher stellt. Die *Bauchredneren* im strengern Sinne des Wortes, genügte seinem bessern Kunstsinne nicht; sie unterhält, sie überrascht, allein sie befriedigt den wahren Geschmack nicht auf die Länge; die *Mimik*, obwohl unbegrenzt in ihrer Anwendung, ermüdet, da ihre feinem Nuancen und Übergänge einem größern Publicum unerkennbar bleiben; die *Schauspielkunst* läßt eine Vereinigung beyder zu und leiht beyden gleichsam die Leinwand her zu dem farbenreichen Bilde, das unsere Sinne so wunderbar beschäftigt und ergötzt. So sind aus der dreyfachen Mischung von Bestandtheilen jene Kunstleistungen hervorgegangen, welche durch eine Reihe von Jahren einen großen Theil des gebildeten Europa mit Bewunderung erfüllt haben, und die ihrem eben so reichbegabten als bescheidenen Urheber einen bleibenden Namen verbürgen. — Die Details dieser Leistungen eignen sich nicht zu einer journalistischen Mittheilung; das Überraschende, das kaum Begreifliche, bey dem die Sinne des Augens und Ohrenzugen eine so entscheidende Rolle zu spielen haben, läßt sich überhaupt nicht wohl beschreiben; ein Versuch, es zu thun, käme wie die Paraphrase eines Sinngedichts in Prosa heraus; für den Ernst des Verstehens wäre nichts gewonnen, aber der Spas wäre verdorben. Dem Berichterstatter über Dinge solcher Art bleibt nichts übrig, als alle diejenigen, welche unser Operntheater bey den bisherigen Darstellungen des Hrn. Alexandre nicht hat aufnehmen können, zu ermahnen, die noch folgenden so bald als möglich zu besuchen, wenn es ihnen darum zu thun ist, sich einen Genuß ganz eigner Art zu bereiten. — Das Stück, mit dem Hr. Alexandre bisher aufgetreten ist und in welchem er allein sechs verschiedene Personen, beyderley Geschlechts, von einer bis zu dem Extremen getriebenen Verschiedenheit der Individualität darstellt, ist keine von ihm selbst verfaßte Übersetzung eines englischen Originals, das bey seinem ersten Auftreten in England unter dem Titel: „The Rogueries of Nicolas“ eigens für ihn verfertigt, von ihm durch eine Reihe von Jahren dargestellt wurde und den ersten Grund zu seinem nachherigen Ruhme legte. Es bestand ursprünglich aus 3 Acten, allein die Übertragung ins Französische machte eine Kürzung an manchen Stellen nothwendig, zumal da viele im Mutterlande wohl wirksame Localbeziehungen die Verpflanzung auf fremden Boden nicht vertragen hätten. Die vortreffliche Scene mit der Dlle. Edéline, wo er am Tische sitzend, durch eine kaum bemerkbare Veränderung seiner Kopfbedeckung, 6 bis 7 verschiedene Physiognomien nachbildet, ist ein späterer, von dem berühmten Matthews entlehnter Zusatz. Alexandre's Sprachtalent hatte sich des Englischen in ungemein kurzer Zeit zum Erstaunen bemächtigt, John Bull war entzückt über den gewandten Franzosen, der ihnen unermüdet die köstlichsten Späße, so ganz nach ihrem Geschmacke zubereitet, vorkochte, und bald hatten die Journale von England, Schottland und Irland von seinem Lobe wieder. Durch länger als 6 Jahre erntete er Ruhm und Geld, und wohl dürfen wir mit Wahrheit hinzusetzen, auch Liebe und Achtung von allen Ständen und Classen der drey vereinigten Königreiche ein. Ein Gleiches geschah ihm im eignen Vaterlande, in Paris sowohl als in allen bedeutenden Städten Frank-

reichs, die er der Reihe nach besuchte. Die Vergleichung der öffentlichen über ihn in England und in Frankreich ausgesprochenen Urtheile wäre für den Leser gewiß eben so interessant, als das Resultat für den Gegenstand derselben ehrenvoll ist. Dieselbe Auszeichnung ward ihm auch in Holland zu Theil, so wie in allen den Städten unsers deutschen Vaterlandes, die er noch jüngst auf seiner Herreise nach Wien berührte. Möge er auch bey uns finden, was er in so hohem Grade verdient, Bewunderung für ein großes, einziges Talent, Liebe und Achtung für einen nicht alltäglichen Menschenwerth. Es ist nur eine Rücksicht für die Bescheidenheit des Hrn. Alexandre, welche uns abhält, die letzte Hälfte unserer so eben ausgesprochenen Behauptung durch eine Reihe von Thatsachen zu beweisen, wie sie wohl die Biographien von nur wenigen reisenden Künstlern aufzuweisen haben. Wir wissen freylich ganz wohl, daß ein Kunsturtheil mit Nebendingen dieser Art wenig oder eigentlich gar nichts zu schaffen habe, allein man wird es uns nicht verargen, wenn wir unsere Freude nicht bergen können über ein eben so schönes, als seltenes Beispiel, wo Kunst und Kunstleben ihren höchsten Zweck auf Erden erreicht haben: die möglich größte Ausbildung der verlesenen intellectuellen Fähigkeiten und zugleich eine Veredlung des Herzens, die durch Wohlthun, durch Selbstaufopferung für leidende Brüder ihr heiligstes Bedürfniß befriedigt und im Bewußtseyn solcher Thaten ihren stillen Lohn findet.

L i t e r a t u r.

„Die Perlen.“ Roman in zwey Theilen, von Henriette Hanke, geb. Arndt. — Hannover, 1828. In der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Ein Buch, dessen Verfasserinn sich als eine Frau voll Geist, in der schönsten Harmonie mit Phantasie und Gemüthsstärke, bewährt; ein Buch, welches man vom ersten bis zum letzten Blatte mit gleichem Interesse liest. Die Handlung selbst ist einfach, und dennoch sehr anziehend und ununterbrochene Theilnahme erregend. Der Gestalten, die sich im Kreise dieser Handlung bewegen, sind wenige, aber nicht eine einzige derselben ist flach gezeichnet, oder leer und bedeutungslos. Die Charakteristik ist voll Wahrheit, und in ihrer Durchführung zeigt sich die höchste Consequenz, daher es denn kommt, daß uns hier nicht nur die schönen weiblichen Charaktere, wie Marie, Hedwig und die alte Judith, eine wackere Israeltiinn, sondern auch die, mit Fehlern mancher Art behafteten Wesen Clotilde und Alwine in hohem Grade ansprechen. Aber auch die Charaktere des Doctor Dante, des Rectors Michaelis, des Consistorialraths Sonnes und des Grafen Leontin, zeigen eine Kunst der Zeichnung männlicher Charaktere, wie sie nur selten einer weiblichen Feder eigen ist. Wir finden hier durchaus wirkliche Menschen, die aber dennoch als Wesen reiner Kunstschöpfung erscheinen, und nirgends die prosaisch-nüchterne Mühe der Naturcopirung im Einzelnen zeigen. Wir wandeln fortwährend zwischen schönen, rührenden und ergreifenden Situationen, und die wichtigsten Lebensverhältnisse entwickeln sich vor uns auf eine Weise, daß das Ganze ein, in psychologischer und poetischer Hinsicht vortreffliches Bild des Lebens darstellt, welches, ergötzend und belehrend zugleich, unsere Blicke in das Innerste des Menschen führt, und uns mit einem Reichthum von Empfindungen und Lebensansichten erfüllt.

Die Hauptmomente in der bedeutenden Rolle, welche die auf dem Titelblatt prangenden Perlen in dieser Geschichte spielen, concentrirt die Verfasserinn selbst am Schlusse des Werkes mit folgenden Worten: „So schlingen sich diese Perlen als wahre Schicksalsfäden nun schon durch die dritte Generation, und scheinen bestimmt, die Ehen in unsrer Familie zu knüpfen. Es muß ein frommer Segen darauf ruhen, und sonderbar, der einer Unvermählten! Sie fielen meiner Großmutter zu; diese opferte sie einem Werke der Barmherzigkeit, und empfing sie mit der Vergeltung Lohn aus der Hand eines wackern Mannes zurück; meiner Mutter gingen sie durch eine Freundin verloren, um ihr einen geliebten Gatten zu gewinnen, — und gaben auch Veranlassung zu meiner ersten Heirath. Endlich mußten sie mein Andenken in einem gewissen Jemand zurückrufen, der mich schon halb und halb vergessen hatte, und ihr leiser, zarter Zug führte den Entflohenen zu mir zurück. Seitdem betrachte ich diese Perlen als verkörperte Freudenthränen meines Schutzgeistes, womit er mein verarmtes Leben schmückte.“ — So spricht Marie, die Heldinn der Geschichte, zu ihrem zweyten Gatten, nachdem der Tod die edle Dulderinn von den schweren Fesseln des ersten befreit hat.

Concert-Anzeige.

Die Concerts spirituels, welche schon seit mehreren Jahren bestehen, finden auch in diesem Jahre wieder Statt. Die Gesellschaft, welche sie gibt, und an deren Spitze die H. Freyherr von Lannoy, Carl Holz, Schmie del und Tiche stehen, hat zum Zwecke, classische Meisterwerke, die zu hören man selten Gelegenheit findet, auf entsprechende Weise zur Aufführung zu bringen. — Das Orchester besteht aus den vorzüglichsten Kunstfreunden und einer bedeutenden Zahl von Wiens Künstlern. — Die Soloparthien sind den Altes. Chnes und Botgorsched, dann den rühmlich bekannten H. Tiche und Richling, Beyde Mitglieder der k. k. Hofcapelle, anvertraut. — Hr. S. Thalberg, dieser ausgezeichnete Pianist, spielt ein Concert von Hummel, und die Wahl der auszuführenden Constücke findet in der Kunstwelt allgemeinen Beyfall. Zur Production sind bestimmt:

Für das erste Concert: Die Symphonie in D, von Mozart (1778 für die Concerts spirituels in Paris componirt), dann das „Opferlied,“ von Beethoven; die Ouverture zur Oper: „Castor und Pollux,“ von Abbé Vogler; das „Agnus Dei“ und „Dona nobis“ aus der vierten Messe von Cherubini und die Schlussfuge aus dem Oratorium: „Davide penitente,“ von Mozart.

Für das zweyte Concert: Die Symphonie (C-moll) von Beethoven; der Chor aus „Jephta,“ von Händel; das Clavierconcert (H-moll) von Hummel, gespielt von Hrn. S. Thalberg, und ein neues „Te Deum,“ von Tomaschek.

Für das dritte Concert: Die Symphonie in B, von Beethoven; der neunte Psalm, von Fresca; die Jubelouverture, von Carl Maria Weber, und die Litaney von Abbé Vogler.

Für das vierte Concert: Die Symphonie in Es, von Mozart; Chor und Fuge aus dem Oratorium: „Der Tod Jesu,“ von Graun; die Festouverture von Beethoven, und das „Gloria“ aus der zweyten Messe, von Cherubini.

Die Unternehmer geben diese Concerte im k. k. großen Universitätssaale. In diesem herrlichen, der Musik so günstigen Locale kann das Orchester sowohl als der Chor bedeutend verstärkt werden, kurz, die Aufführung auf ganz entsprechende Weise geschehen.

Die Concerte finden an den vier ersten Sonntagen in der Fastenzeit, nemlich am 24. Februar, 3., 10. und 17. März, jedesmal um 4 Uhr Nachmittag Statt. — Die Gesellschaft will nichts als ihre Kosten decken, sie strebt nur nach Ehre und für das Interesse der Kunst. Man subscribirt mit zwey Gulden C. M. auf alle vier Concerte in allen Kunsthandlungen Wiens. — Billete für einzelne Concerte kosten Einen Gulden C. M.

Modell VIII.

Kleid von Oriental mit Abschußleibe und Sevigny, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher in der Stadt am Graben, im Trattnerhofs, Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock, Thür Nr. 1.

Der Toque von schwarzem Sammt mit einem Paradiesvogel geschmückt, nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Auflösung des Worträthsels im vorigen Blatte:

Posten. 1. Postinstitut. 2. Militärposten. 3. Kleine Schließfugeln. 4. Geldposten.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.